

Nr. 94. **Bromberg, den 23. Mai** **1926.**

Pfingsten.

Pfingsten … Flügelschlag der Gottgewalt,
Heil'ges Rauschen ew'ger Glaubensquellen!
Sende deines Geistes Glutgestalt,
Uns mit Licht und Liebe zu erhellen!

Pfingsten … manches erdenschwere Herz
Läßt von Alltagssorgen sich ersticken,
Reibt sich auf in Zweifeln und in Schmerz
Und vergißt, nach seinem Gott zu blicken.

Und so wird's der Sonne nicht gewahr,
Die sich hinter Wolken hält verborgen —
Arm und leer und aller Freuden bar,
Geht es unter in dem Kampf ums „Morgen".

Pfingsten … löse du den finstern Bann,
Stille du das suchendbange Fragen;
Zünde wahre Gottessehnsucht an,
Daß die Herzen zukunftsfroher schlagen!

Siegverheißend nimmst du deinen Lauf,
Flammensprühend weckst du Licht und Leben …
Geist des Herrn, nimm uns als Jünger auf,
Die sich gläubig ihrem Gott ergeben!

Elly Wagner.

Sturm in Schmalebeck.

Roman von Sophie Kloerss.

(6. Fortsetzung.)

Hanse pflückte die ersten Johannisbeeren, die in diesem warmen Sommer sehr früh reiften. Irgendwo in der Gartentiefe hörte sie die Stimme ihres Jungen. Er rief mit einem Kuckuck um die Wette. Sommerlich froh klang es zwischen dem Buschwerk her. Und dann wieder aus dem Hause der Gesang. Sonst kein Geräusch. Friedlich war es in Schmalebeck. Nicht einmal das Rumpeln eines Wagens kam von der Straße her. Einmal ging die Hausglocke, da kam wohl der Schwiegervater von seinem Morgenspaziergang heim. Dann war es also bald zwölf Uhr, denn der alte Herr war sehr pünktlich.

Der Kantor fand heute kein Ende. Jetzt sang Ilse den „Wegweiser".

Hanse richtete sich auf von ihrem Beerenbusch, stand unbeweglich und fühlte jeden Ton und jedes Wort in tiefster Seele.

Wer gab dem Kinde das Empfinden für die dunkle Tiefe dieses Liedes? Für dies Lied der Lebensmüden, der Einsamen, der Weltverlassenen? — Lag — ihr selber unbewußt — noch das Leid des Kindes um die verlorene Mutter in ihr? Waren damals dunkle Tage für das kleine zärtliche Geschöpf gewesen, die lange in Vergessenheit versanken und die doch in solchen Augenblicken des Gehobenseins aufwachten und in Wort und Stimme hineinklangen?

Der alte Kantor saß eine Weile still und sann dem Liede nach.

Es war nicht so einfach, Musikunterricht in Schmalebeck zu geben. Die Gesangstunden im Doktorhause waren Oasen in einer großen Wüste.

Endlich stand er auf, strich Ilse über die Hand und sagte väterlich zärtlich: „Vor dir liegt noch eine lange helle Straße Ilsebill. So lang und — will's Gott, — so hell, daß man nicht einmal die Schatten der Ferne ahnt. Und unsereiner, der schon das große Dunkel sieht, der hat keine Furcht mehr vor ihm. So schafft der gütige Himmelsherr seinen armen Menschenkindern immer den Ausgleich."

„Und die gehen müssen, eh sie die Angst vor der Dunkelheit überwunden haben? So wie meine Mutter gehen mußte?"

„Auf die wartet im ewigen Garten der hellste Fleck, und ihre Engel stehen dem Thron des Herrn am nächsten. Die jung gehen dürfen, denen ist viel Staub und Lärm und Streit und Neid erspart, liebes Kind."

Er nahm Hut und Stock und ging. Ilse sah ihm vom Flurfenster nach, wie er die Straße hinunter und vom Markt abwärts in seine kleine Gasse hineinwanderte. Nun würde er wieder das Glockenspiel ziehen. Mittagsläuten. Und seine stillgewordene Seele hörte hier auf Erden schon Harmonien, die einmal in einem Jenseits noch tausendmal herrlicher klingen würden.

Der Großvater hatte von ihm erzählt, wie er vor langen Jahren in die Stadt gekommen. Ein armer Offizierssohn, der zur Musik gegriffen, weil ihm das Studium unmöglich war. Und weil er seine Kunst liebte. Schmalebek sollte die erste Station der großen Lebensreise sein.

Schmalebek aber war das ganze Leben geworden.

Ein Schauer überflog das Mädchen. Nur nicht so steckenbleiben in der Enge. Nur nicht immer diese kleinen Straßen, diese niedrigen Häuser, diese herzensguten und so arg beschränkten Menschen. Hanse war ein Mensch voll Kraft und Frohsinn und tausend Gedanken, die andere Frauen nie dachten. Aber auch Hanse ließ manches mal die Arme sinken und stöhnte auf: „Schmalebek erwürgt mich."

Ein Geräusch, als ginge jemand im Wohnzimmer hin und her, ließ sie aufhorchen. Wer ging da? Sie schritt schnell zur Tür und sah in die Stube.

Ein dunkler Herr in grauem Gehrock, stattlich gewachsen, wenn er auch den Vater nicht erreichte, wandte sich — im Gehen einhaltend — zu ihr herum. Dunkle Augen sahen sie fest und sondierend an, Juristenaugen. Sie prüften den Menschen mit dem ersten Blick auf sein moralisches Soll und Haben.

Dies hübsche, zierliche Kind konnte nur Wohlgefallen erregen. Der Fremde verneigte sich und sagte: „Fräulein Rottmann? — Rechtsanwalt Raben. — Aus Hamburg. Ich wollte mir erlauben, Ihren Eltern meinen Besuch zu machen. Das Mädchen sagte mir, Ihr Herr Vater würde sogleich erscheinen."

„Unsere Meta? Verzeihen Sie, Herr Rechtsanwalt, die ist sehr töricht. Sie hat es noch nicht gelernt, einen Unterschied zwischen Besuchern und Patienten zu machen, und da mein Vater Krankenbesuche macht — — —" Man hörte draußen die Glocke gehen. „Das wird er aber sein. Wenn Sie noch einige Minuten Zeit haben —"

„Stören möchte ich nicht. Ihr Herr Vater wird ermüdet sein."

Sie huschte hinaus, rief den Vater, lief in den Garten. „Du, Muttel, liebste, drinnen ist ein feiner Herr. So einer,

wie er sich nur alle sieben Jahre einmal nach Schmalebek verirrt. Er will dir seine Aufwartung machen. Unser Trampel hat ihn in die Wohnstube gesetzt und da sitzen lassen."

„Thomas Raben", sagte Hanse, und das Herz tat doch einen kurzen Ruck.

„Raben. Ja, das war der Name. Wußtest du, daß er kommen würde?"

„Es war anzunehmen. So, er ist also drinnen. Trag' die Beeren hinein, Kind. Ich will mir nur die Hände waschen."

Einen Augenblick vor ihrem Manne trat sie in das Zimmer. Der Besucher, der ihr seit einer Viertelstunde entgegenwartete, sah keine Erregung in den freundlichen Zügen. „Thomas. — Herzlich willkommen. Was führt denn dich einmal nach Schmalebek?"

„Eine geschäftliche Angelegenheit. Und da sie sich nicht in einigen Tagen erledigen wird — ich werde häufig herfahren müssen —, sagte ich mir, ich wollte doch an eurem Hause nicht vorübergehen."

„Das hätten wir dir auch nicht vergeben. Wie geht es zu Hause bei euch?"

„Danke. Wie so das Leben geht. Meine Schwestern sind verheiratet. Mein Vater seit fünf Jahren tot. Die Mutter lebt mit mir zusammen, aber sie kränkelt. Sie ist ja auch den Siebzigern näher als den Sechzigern. Aber du kennst sie ja, kein Mädchen kann es ihr zu Dank machen."

„Du solltest ihr eine Tochter geben."

Er sah sie eine Sekunde prüfend an, dann hinaus in den Garten. „Ich habe wenig Zeit. Morgens in das Büro, zum Essen nach Hause, dann wieder in die Stadt, und abends sitzt man über den Akten. So gehen die Tage hin. Geselligkeit? — Die wenigen alten Freunde, die uns damals treugeblieben sind, und die Klienten, mit denen man einmal hier und da frühstückt — — — damit ist der Verkehr zu Ende."

„Gönnst du dir nie Ferien?"

„Vielleicht einmal im nächsten Jahre. Bisher hieß es sparen. Es waren immer noch Verbindlichkeiten —" Er brach ab. Besann sich, daß Hanse um die ganze Vergangenheit wußte, und sagte offener: „Ich habe es meinem Vater versprochen, es sollte keine Schuld ungetilgt bleiben. Durch einen Raben sollte niemand sein Geld verlieren. Jetzt im Herbst werde ich die letzte Schuld abtragen können." Eine leichte Handbewegung, als schöbe er das alles fort. „Sprich mir lieber von dir, Hanse. Wir sahen uns nicht seit damals — — —"

„Was soll ich von mir erzählen? Ich bin eine alte, verständige Frau geworden, habe vier Kinder, drei Töchter und einen Jungen, einen richtigen kleinen Strolch, habe einen Mann, der sehr gut mit mir ist, und das Leben verfließt in Schmalebek in einem Gleichmaß, von dem man sich in Hamburg keinen Begriff machen kann. — So, da kommt mein Mann."

Detlev Rottmann trat ein, und nur Hanse erkannte in seinen Augen den scharfen Blick, mit dem er den Besucher gleich auf Herz und Nieren zu prüfen schien. Aber die Prüfung mußte wohl günstig ausfallen, die beiden Männer kamen schnell in ein lebhaftes Gespräch, und sie begnügte sich mit stillem Zuhören.

Eine Bahn sollte gebaut werden von Hamburg an der Küste hin, ein ganz neues Unternehmen. Schmalebek sollte Knotenpunkt werden, und dann würde Leben in das Städtchen kommen, Verkehr. Vielleicht sogar Hamburger Sommergäste. Raben hatte als Syndikus der Gesellschaft die Ankäufe von Land zu erledigen, die mit großen Schwierigkeiten verbunden waren, weil das Landvolk dem Unternehmen sehr mißtrauisch gegenüberstand. Gerade um Schmalebeks Umgebung ging es, wo ein Marschbauer am andern saß, und keiner von seinen Weiden auch nur einen Fuß Landes hergeben wollte.

„Und durch die Luft können wir ja leider unsere Schienen nicht legen."

„Wir werden Sie also längere Zeit hier haben. Da hoffe ich, Sie kamen heute nicht zum letzten Mal", sagte Rottmann. „Viel los ist hier ja nicht in unserem Nest, aber was wir Ihnen bieten können — — — Sie sollten draußen in Eichtal Besuch machen, da ist immer Verkehr."

„Ich war dort. Es geht auch um einen Streifen Land in Herrn von Krogs Schafweiden. Man hat mich zu übermorgen gebeten, da sei großes Sommerfest auf dem Gut."

„Dann werden Sie also gleich alles kennen lernen, was es in Schmalebek und Umgegend gibt. Und wenn Sie noch nicht zu den Alten zählen — also jedenfalls tun Sie das doch nicht, — so wird man Sie mit der gesamten Schmalebeker Jugend auf bekränztem Leiterwagen abholen. Hier auf dem Markt ist Abfahrt. Was Beine und Augen hat, versammelt sich hier und sieht der Einschiffung zu. Es ist alles sehr vergnügt, sehr tanzfreudig, sehr hungrig. Man sagt, manche Schmalebeker fasten drei Tage, um all die guten Dinge würdigen zu können, die in Eichtal auf den Tisch kommen. Na, Sie werden ja selber sehen."

Er geleitete den Gast hinaus. Hanse stand noch nachdenklich im Wohnzimmer, als ihr Mann zurückkam.

„So! — Das war er also! —"

„Ja, das war er." Und ganz vor sich hinsinnend. „War er das wirklich? — Hat er sich so verändert, oder sah ich ihn anders?"

„Was ist dir denn fremd geworden an ihm?"

„Ich weiß nicht. — Damals war er ein Brausekopf. Na ja, das gibt sich. In Hamburg schon ganz gewiß. Dies —" sie lachte, — „dies ist ein Hamburger Herr, wie viele, aber mein alter Jugendkamerad, der ist es nicht."

„Das ist gut so Hanse."

„Ist es? — Ich weiß nicht. — Aber wenn es dir lieb ist, mein Alter, soll es gut sein."

(Fortsetzung folgt.)

Die steinerne Treppe.

Erzählung von **Otto Knapp**-Stuttgart.

Eine Woche nach dem Dienstantritt des neuen Gymnasialdirektors Hager sagte sein zur Ruhe gesetzter Vorgänger Kiesel beim Morgenkaffee zu seiner Frau: „Es sind mir noch einige Sachen eingefallen, über die ich meinen Nachfolger mündlich aufklären muß." Schon zog er ein Notizbuch hervor und suchte kurzsichtig darin herum; da fiel ihm seine Frau, fast befehlend, ins Wort: „Laß das; er wird sich schon zurechtfinden. Du hast dir vorgenommen, keinen Fuß mehr ins Gymnasium zu setzen, und dabei muß es bleiben. Außerdem, diese Treppe, und du mit deinen Augen . . . ich danke Gott jeden Tag, daß diese Furcht von mir genommen ist." — „O, die Treppe", gab er leicht zurück, „die findet man stockblind, wenn man sie siebenundzwanzig Jahre gegangen ist." — Er war einige Zeit nachdenklich und unentschlossen, blieb aber schließlich zu Hause.

Eine lange, steile steinerne Treppe führte zum Gymnasium empor, von dessen Fenstern man sogar auf die höchsten Kirchendächer der Stadt herabsah. Das kleine, stille, trefflich geordnete Amtszimmer war für Kiesel fast wie ein Teil seiner Persönlichkeit geworden, ein Gehirn, von dem aus sein Geist sich durch alle Klassen und den ganzen Unterrichtsbetrieb auswirkte: es war sein persönliches Gymnasium und unter seinem Namen im ganzen Land bekannt geworden.

Aber so dunkel sind die Fügungen des Lebens: dieser Mann, der viele Tausende von Söhnen anderer Eltern auf einen guten Weg geführt, hatte einen eigenen Sohn, der ihm nur Sorgen und Schande machte. Er war unlenksam, hochfahrend und anspruchsvoll. Zwar legte er, nach gründlicher Erschöpfung der väterlichen Kasse, schließlich die juristischen Prüfungen ab, scheiterte aber nach wenigen Jahren als Rechtsanwalt infolge gewissenlos betriebener Geldgeschäfte. Sein Name war mit Unehre von den Zeitungen erwähnt worden. Jetzt lebte er als Abenteurer in einer Großstadt.

Kiesel hatte noch eine Tochter, Ruth, ein Abbild seines Wesens, still, gut und treu, die tägliche Freude seines Herzens. Ein früherer Schüler des Direktors, jetzt höherer Beamter in der Hauptstadt, ein Mann von Charakter und Fähigkeiten, bat um ihre Hand. Von ihrer glücklichen Ehe waren erst wenige Jahre verflossen, als der Dulder Kiesel von einem neuen Hauptschlag betroffen wurde. Auf einer Sommerreise hatten die jungen Eheleute eine Kahnfahrt auf einem kleinen Gebirgssee unternommen. Von einem unvermutet losbrechenden Gewittersturm wurde der Kahn umgeworfen, der Mann konnte sich mit Mühe retten, Ruth aber nur als Leiche geborgen werden. Dieser Schlag zertrümmerte den Kern von Kiesels Wesen; nach kurzem, verzweifeltem Versuch sich wieder aufzuraffen, ließ er sich zur Ruhe setzen. — —

Zwei Monate lang war seine kluge Frau wachsam geblieben: Kiesel hatte keinen Fuß mehr auf die Treppe des Gymnasiums setzen können. An einem düstern Novembertag legte sich die Frau mit einer Lungenentzündung zu Bett, und schon eine Woche darauf ging Kiesel den letzten Gang mit seiner Lebensgefährtin. — Einige Tage rang er sich in hilfloser Einsamkeit und Qual durch; dann traten Treppe und Gymnasium so beherrschend in seinen Gedankenkreis als das einzige, was für ihn noch einen vertrauten und lockenden Inhalt hatte, daß er nicht mehr widerstehen konnte . . .

Da stand nun der Direktor Hager, ein stattlicher Mann mit schwarzem Vollbart und eingedrückten Knien, aufrecht und selbstbewußt wie ein König im Amtszimmer. Er war zu Kiesel sehr liebenswürdig, wies ihm sogar den gewohnten Stuhl am Schreibtisch an, daß er sich recht wie zu Hause

fühle; aber der Gegensatz des kraftvollen, herrschenden Mannes zu ihm, dem gebeugten, halb erblindeten, von Schicksalsschlägen zertrümmerten und hilflos umherirrenden Greis, war für Kiesel unerträglich. Lehrer und Schüler kamen, Hager gab kurze Anweisungen, bestimmte Befehle. Dies Wesen, dieser Ton waren dem feinen, sanften Kiesel im Herzen zuwider. „Er ist kein Humanist, er ist ein herrischer Schulmeister", das war Kiesels Überzeugung von seinem Nachfolger.

Tag und Nacht beschäftigte ihn nun die Frage: „Muß ich es dulden, daß mein Lebenswerk so ins Gegenteil verkehrt wird?" Er lief zu befreundeten Familien, die Söhne im Gymnasium hatten, und machte Stimmung gegen das neue Regiment. Da hieß es bei den Eltern wohl: „Jetzt weht ein scharfer Wind von oben her", oder: „Die Schüler müssen bis spät in die Nacht arbeiten . . . es regnet Strafen" — war aber Kiesel fort, so zuckte man die Achseln und schüttelte den Kopf.

Vorsichtig horchte er auch die Lehrer aus; bei diesen war die Zurückhaltung noch größer. Auf seinem täglichen Spaziergang begegnete ihm einmal Professor Holder, der ihm stets sehr ergeben gewesen war. Kiesel fragte nach dem Leben und Treiben in der Schule, und Holder berichtete mit der ihm eigenen Gründlichkeit über Hagers ganze Dienstführung, seine häufigen Schulbesuche, langen Konvente, die scharfe Überwachung der Leistungen, kurz die aufs höchste gesteigerte Betriebsamkeit. „Und wie bekommt das den Herren Kollegen?" fragte Kiesel lächelnd. Holder hüstelte verlegen und antwortete: „Nehmen Sie mir ein freies Wort nicht übel, Herr Direktor, ich finde auch an dieser Art der Leitung große Vorzüge. Das Gefühl der Straffheit und der Ordnung hält und stärkt alle, man wird mitgerissen; es schmerzt zuweilen, aber man sieht den Erfolg und ist schließlich recht befriedigt dabei." Da ging Kiesel und dachte: „Ich habe ihre Persönlichkeit und sittliche Freiheit geachtet, um so das Wertvollste in ihnen zu pflegen, aber sie waren Arbeitspferde und wollen im Grunde auch nichts anderes sein."

Aber er gab noch nicht nach. Er wollte jetzt den Kampf in die Öffentlichkeit tragen. Er schrieb für eine Zeitung eine Reihe von Aufsätzen über grundsätzliche Bildungsfragen, legte die Ideale dar, für die er die Arbeit seines ganzen Lebens eingesetzt hatte und zeigte in scharfem Gegensatz hierzu den Bildungsmaterialismus, der nur dem Erfolg nachjagt, das Edelste im Menschen erstickt und kalte und rücksichtslose Streber erzieht. Aber Hager verzog keine Miene über diese Aufsätze, und die Leute, denen es höchstens um eine kleine Sensation zu tun gewesen wäre, kümmerten sich nicht weiter darum.

Um wenigstens einen Schein seiner früheren Macht aufrecht zu erhalten, lief Kiesel, eine Ledermappe unterm Arm, häufig die steinerne Treppe empor und in den Gängen des Schulhauses umher, sprach Lehrer und Schüler an und ging wieder. Sah er irgendwo den neuen Direktor, so kehrte er um, als hätte er etwas vergessen und lief davon. —

Das fünfzigjährige Jubiläum der Gründung des Gymnasiums stand vor der Tür. Im ganzen Lande wurden die früheren Schüler zur Feier eingeladen, und auch Kiesel sollte am Hauptag des Festes eine Rede in der Aula halten. Die alten Schüler hatten einen Fackelzug zu Ehren Kiesels in Aussicht genommen: da sollte es also für den gekränkten Alten ein volles Maß von Genugtuung geben.

Am Vorabend des Festes ließ Hager die Antigone des Sophokles in der Aula durch Schüler aufführen, eine Leistung, die er mit starken Ansprüchen an Lehrer und Schüler durchgesetzt hatte und die eine Probe der unter dem neuen Regiment gereiften Früchte geben sollte. Unter den Festgästen war das beklagenswerte Schicksal des früher so hochgeschätzten Lehrers und Direktors schon bekannt geworden und hatte tiefes Mitleid erregt. Als Kiesel zu der Aufführung halb blind und verfallen an einem Stock in die Aula humpelte, entstand eine starke Bewegung, Männer fühlten Tränen in ihren Augen, aus einmütigem Antrieb erhob sich alles und feierte den Meister mit begeisterten Huldigungen. Da konnte sich der Alte, dessen Herz bis zum Zerspringen voll war, nicht mehr halten. Er betrat die Bühne und begann, indem er seinen Stock als rhetorisches Instrument benützte, eine Ansprache, beginnend mit der steinernen Treppe, die er den Schülern so oft als Symbol des Lebens gedeutet hatte, bald aber in wilde Gehässigkeiten gegen das neue Regiment ausartend. Die Versammlung blieb totenstill, aber jedes Herz war aufs tiefste ergriffen von dem Schicksal des Alten, der, ehemals ein Bild edelster Männlichkeit, nun völlig haltlos und kindisch sich preisgab.

Als er unter eisigem Schweigen der Anwesenden sich an seinen Platz zurücktastete, waren seine Züge starr geworden wie die eines Toten. Das Spiel begann. Bald verließ Kiesel den Saal. . . Vorübergehende fanden ihn kurze Zeit darauf mit zerschmettertem Kopf am Fuß der steinernen Treppe.

Das Hasenfell.

Von **Karl Lütge.**

Mit einem Hasenfell, das bei meinem Hauswirt neben einer alten Militärmütze und einem Paar Achselklappen im Zimmer hängt, hatte es sein „gewisses Bewenden", wie Papa Geisenack immer im gedehnten Thüringisch zu sagen pflegte. „Das stammt nämlich noch aus meine Unteroffiziers-Laufbahn und hat mich ekligen Schweiß gekostet . . ."

Papa Geisenack, dem man das heute nicht im entferntesten ansieht, war ein großer Jäger vor dem Herrn und in seiner Dienstzeit der beste Schütze im Regiment. Als Rekrut beim ersten Schießen schoß er bereits besser als alle Unteroffiziere, was ihm außer dem Lob des Hauptmanns einmütigen Groll seiner Kameraden eintrug. Sein Unteroffizier machte diesem Luft mit den Worten:

„Na, da haste bloß reingemuckt, Kerl! Bild' dir bloß nischt ein! Dusel haste gehabt! Ganz ausverschämten Dusel!"

Rekrut Geisenack erwiderte vorschriftsmäßig: „Jawohl" und unterließ es, von dem väterlichen Gut und der großen Jagd, unten an der bayrischen Grenze, wo er als bester Jäger galt, zu sprechen. Im übrigen blieb er sich gleich im Schießen, d. h. er „muckte" weiter rein und hatte ewigen „Dusel"!

Als er Unteroffizier war, schoß er den anderen bei allen Preisschießen die besten Preise weg. Das fand man nicht schön, aber da er nicht nur der Stolz der „Sechsten", sondern das Schießwunder des ganzen Regiments war, ging es ihm trotz aller Neider gut. Der Hauptmann drückte manchmal beide Augen und noch mehr zu, wenn sein Liebling etwas ausgefressen hatte. So einmal bei einem großen Schießen, wo Geisenack als Schießunteroffizier fungierte; da fand der Kompaniechef (eine Viertelstunde nach Schießbeginn) weder die Scheiben aufgebaut, noch die Schießabteilung am Stand. Der Herr Schieß-Unteroffizier mußte erst aus der Kantine geholt werden. Als der Hauptmann Meldung verlangte, meldete er mit eiserner Stirn, daß „alles in Ordnung" sei. Der Hauptmann deutete nach vorn: „Es sind ja nicht einmal die Scheiben eingebaut!"

„Jawohl, Herr Hauptmann, die Scheiben noch nicht!"

Es war überhaupt noch nichts erfolgt, und wurde schleunigst nachgeholt. Strafe war Geisenack sicher; doch da er wieder wie ein junger Gott schoß, zerschmolz des Hauptmanns Zorn, und Geisenack wurde die Strafe geschenkt . . .

Böser war es kurz darauf auf dem Truppenübungsplatz, beim Gruppenschießen, dem der Brigadekommandeur aus Erfurt beiwohnte. Da wäre es ihm beinahe doch schlimm ergangen.

Geisenack war Gruppenführer, und selbstverständlich hatte der Hauptmann den Oberst und dieser den hohen Herrn bestimmt, hinter Gruppe Geisenack Aufstellung zu nehmen. Aber die Leute schossen herzlich schlecht. Die Scheiben in den Fensterfüllungen eines markierten Hauses spotteten trotz aller Knallerei den Anstrengungen der Gruppe.

Der Oberst war bereits unwillig, da der hohe Herr neben ihm die Stirn zu runzeln begann. Da nahm Geisenack sein Gewehr; 450 Meter freihändig. Hier war er am sichersten. Er legte an, schoß.

Bardautz! — Die erste Tonscheibe war zersprungen. Beim zweiten Schuß mußte die zweite daran glauben. Und so fort, jeder Schuß eine Leistung.

„Donnerwetter!" erkannte der hohe Herr aus Erfurt an. Worauf der Oberst stolz erklärte: „Mein bester Schütze! Schießt jeden ersten Preis! Sicher wie noch nie ein . . ."

Unteroffizier Geisenack lag mit rotem Kopf neben seiner Gruppe in Angriffsstellung. Er vergaß über das Lob seine dienstliche Unbedeutendheit und „fühlte sich", wie die Kameraden hämisch für diesen Zustand gesagt haben würden. Dagegen sah er, daß da vorn, dicht an den Scheiben, wo von rechts Verstärkungen gemeldet waren, ein Häschen auftauchte . . . . Das stutzte und machte Männchen.

In Geisenack erwachte im Nu der Jäger: ein Handeln von Sekunden . . . dann fuhr der Finger zum Abzug, drückte los, und der Hase machte einen raschen Saltomortale durch die Luft.

Die hohen Herren hatten den Vorgang in allen Einzelheiten beobachtet. Der Brigadekommandeur tippte, bevor Geisenack losdrückte, dem Oberst auf die Schulter: „Da, sehen Sie . . ."

Da krachte bereits der Schuß. Unteroffizier Geisenack war ganz blaß geworden. Er lag bewegungslos und ahmte den toten Hasen nach. Doch da der Oberst herantrat und fragte: „Was war denn das, Geisenack?", konnte er sich nicht länger tot stellen, sondern mußte irgend etwas antworten.

„Ein Hase, Herr Oberst . . ." stammelte er aufspringend.

„Ein Hase?"

Der Hauptmann schwitzte. Der Oberst kaute am lang ausgezogenen Bart. Die anderen lachten hinter der Hand, der hohe Herr aus Erfurt besonders. — Der fragte endlich: „Na, Unteroffizier, was dachten Sie sich bei dem Schuß? Dachten wohl, daß es eine Scheibe war?"

Unteroffizier Geisenack war auf die Sprünge geholfen. Der Hauptmann atmete hörbar auf und machte ein weniger grimmiges Gesicht; der Oberst fragte rasch:

„Sie dachten, daß es eine Scheibe war?"

„Jawohl, Herr Oberst! Eine Scheibe!"

„So!? — Na, es war aber keine! Ein andermal besser hinsehen! Verstanden!"

„Jawohl, Herr Oberst!"

„Unteroffizier", befahl sodann der hohe Herr, „holen Sie 'mal gefälligst selbst Ihre Scheibe und tragen Sie sie heim!"

Geisenack stob davon, strich um den Hasen herum und suchte die Scheibe, die ihm zu finden natürlich nicht möglich war. Er schwitzte und suchte nach einem Ausweg; doch er fand keinen, obwohl er sonst in dieser Hinsicht so leicht nicht versagte.

Da rief man ihm zu: „Na, bringen Sie nur den Hasen, Unteroffizier!"

Geisenack brachte ihn. Er durfte ihn sogar behalten . . .

Der Hauptmann nahm ihn nur noch vor und sprach von grenzenloser Unverschämtheit, Blamage, Frechheit, von Gefängnis, von Wilddieberei und derlei ärgerlichen Dingen. Aber auch das verwand Geisenack . . . und wenn er später davon erzählte, dann schmunzelte er immer und ahmte getreulich die Rede des Hauptmanns nach. Um mit einem liebevollen Blick und einem bekümmerten Seufzer (der seinem Alter galt) zu schließen:

„Ja, mit dem Hasenfell hat es sein gewisses Bewenden . ."

Pfingsten.

Von Friedrich Lienhard.

Es ist das Fest der voll erblühten Natur, was uns zunächst aus dem fröhlich klingenden Wort Pfingsten anweht. Grüßten uns zu Ostern einige Blumenglöckchen und bescheidene Weidenkätzchen, so darf man von Pfingststräußen sprechen, überreich und mannigfach in ihrer Farbenpracht. Was um Ostern erst noch Hoffnung war, das ist nun Erfüllung. Die Welt steht in Blütenpracht. Ja, viele Bäume sind schon verblüht und tragen junge Früchte. Die Landschaft ist farbig geworden; das junge Grün der Buchen und Birken, der Grasgärten und der golddurchwirkten Wiesen ist eine Freude für das Auge, eine Wohltat für das Gemüt. Die Grillen singen mit den Vögeln um die Wette. Überall ist Leben ausgegossen — Leben und Frohsinn.

Das Jahr ist höher gestiegen; Ostern hat sich in Pfingsten verwandelt. Nicht lange mehr, und aus dem Frühling ist ein warm lebendiger Sommer geworden. Wärme ist wieder eingekehrt; die Erde ist wieder völlig mit der Sonne verbunden und saugt deren fruchtbringende Strahlen in sich ein.

So ungefähr schaut sich das Pfingstfest von außen an: Pfingsten, das Fest der Freude, das wir mit Maien zu feiern pflegen.

Aber tiefer betrachtet, ist dieses fröhliche Fest nicht bloß eine Fortsetzung des Auferstehungsfestes. Es kommt etwas Neues hinzu.

Die Christenheit feiert Pfingsten als das Fest der Ausgießung des heiligen Geistes. Da stehen die merkwürdigen Worte: „Und es geschah schnell ein Brausen vom Himmel als eines gewaltigen Windes und erfüllte das ganze Haus, da sie saßen" (Apostelgeschichte 2, 2). Es braust also von oben her etwas in die Menschen herein, die „einmütig beieinander waren", etwas wie Feuerzungen, so daß sie „voll wurden des heiligen Geistes". Wenn zu Ostern und Himmelfahrt eine Kraft emporstieg zum Himmel, so läßt sich jetzt etwas Flammendes aus dem Himmel herab. Insofern ist dieses Fest keine Fortsetzung des Ostergedankens, sondern eine Ergänzung, eine Gegengabe. Und wir sehen hier eine tief bedeutsame Polarität oder Wechselwirkung in Tätigkeit: ein Wechselspiel zwischen Himmel und Erde.

Erfasse man einmal dieses Spiel der Beziehungen in seiner ganzen Sinnigkeit! In der Sonnwendzeit des Weihnachtsfestes, mitten im kalten Winter, wohl zu der halben Nacht, kommt ein Licht vom Himmel und senkt sich, in Kindesgestalt, liebevoll in die Menschheit ein. Das begnadete, von der Gottheit besuchte Leben dringt dann durch Todesnacht in der Auferstehung siegreich empor, kehrt in der Himmelfahrt in seine Lichtheimat zurück und braust hernach als himmlische Geisteskraft im Pfingstfest begeisternd in die Herzen herab. Der Kreislauf ist vollendet.

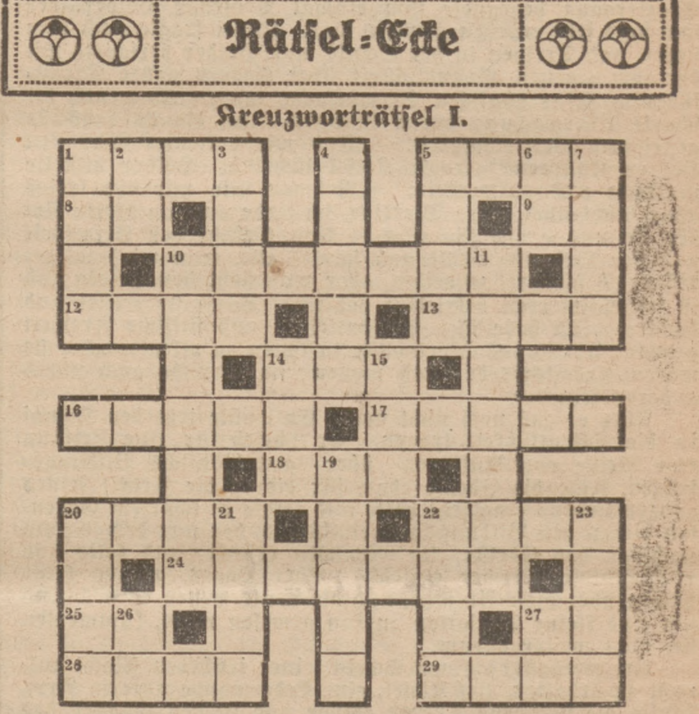
Wir sind eingebettet in das kosmische Lebensspiel der Beziehungen zwischen Himmel und Erde. Ist denn, rein äußerlich betrachtet, der Planet Erde ohne seine Einfügung in das Sonnensystem denkbar? Wir könnten keine Sekunde leben ohne die Sonne. Und so könnte die Menschenseele keinen Augenblick gedeihen ohne die Gnade von oben, ohne die Einstrahlung des heiligen Geistes.

Wichtig ist die Triebkraft, die von unten her gen Himmel drängt; noch wichtiger die Geistkraft, die von oben her dem Drang helfend und liebend entgegenkommt. Um diese Segnung bitten wir im Pfingstgesang: „Komm, heiliger Geist, Herr Gott!"

Gerade heute brauchen wir wieder einmal dringend diese Begeisterung und Durchgeistigung, die zugleich eine Heiligung ist. Zu mächtig ist die Triebkraft von unten her, der Hader der Meinungen, die Leidenschaften und Begierden; sie zerrütten die Menschheit, wenn nicht die göttlichen Gegenkräfte wie Feuerflammen, wie ein Brausen des Windes von oben her hineinwirken. Solche Kräfte herzensgenialer Art sind ein Geschenk der Gottheit; wir können sie nicht erzwingen, wir können sie nur erbitten. Möchten unserem Volk solche Geistflammen beschieden sein!

Rätsel-Ecke

Kreuzworträtsel I.



W a g e r e c h t: 1. Heidnischer Gott. 5. Junges Haustier. 8. Nahrungsmittel. 9. Italienische Note. 10. Erdteil. 12. Thüringische Stadt. 13. Planet. 14. Türkischer Vorname. 16. Inneres Organ. 17. Sagenhaftes Wesen. 18. Getränk. 20. Deutscher Hafenort. 22. Vogel. 24. Noch unerreichtes Ziel. 25. Persönliches Fürwort. 27. Maß. 28. Truhe. 29. Schornstein.

S e n k r e c h t: 1. Erhöhung. 2. Faultier. 3. Kamelartiges Tier. 4. Figur aus der „Jungfrau von Orleans". 5. Dachfenster. 6. Abkürzung für ein Maß. 7. Mittel zur Vernichtung von Schiffen. 10. Asiatisches Land. 11. Waffenmagazin. 14. Bezeichnung für Gattung. 15. Inselbewohner. 19. Schleswig-Holsteinischer Fluß. 20. Altes Schreibgerät. 21. Theaterrang. 22. Blume. 23. W a s j e d e r g e r n e r w e r b e n möchte. 25. Ägyptischer Gott. 27. Spielkarte.

*

Besuchskarten-Rätsel.

Emil Baum

Welches ist die Lieblingsblume des Inhabers obiger Besuchskarte? Die Buchstaben der Karte sind umzustellen. Eva.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 91.

Spitzen-Rätsel:

A n d r e a s H o f e r
l e r e i n e a t r l e
w r a i s n i i t i c h
o h m a l o t h
t z
= Andreas Hofer.

Wortteil-Rätsel: Sachsenwald.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.